

Lesen.

Von Arthur Silbergleit.

Ein Ton nur kann die Welt bezwingen; Ihn wollen alle Leute dienen; Wenn Seelen inwendig klingen Wie schwebende Blüten.

Der Bach, der weise Wälderwaller, Berührt, ihm lauchend hingegeben; Die Blüten halten ein im Schweben; So wird er eine Wadacht aller.

Die Dafen hören auf zu schwingen Und voller Seligkeit zu leben; Gewähig steht ihr Wiederleben Bei dieses Tones süßen Singen.

Und nur die Blumen wiederholen Den Klang in weichen Klängen; Und fliegen in geheimen Nächten Und raunen leise wie verflochten:

Ein Ton nur kann die Welt bezwingen, Ihn wollen alle Leute dienen; Wenn Seelen inwendig klingen Wie schwebende Blüten.

Sahiro.

Von Wilhelm Hedrich.

Ich stand dort oben auf der höchsten Terrasse des Amantentempels und sah hierüber auf die blühenden Lotusblüten von Kamakura. Der alte Priester, der mich durch die Heiligtümer geführt hatte, stand neben mir und wies mit zitternder Brusthand hin auf das leuchtende Blüthenmeer.

Dort unten ruht von unseren Söhnen einer, sagte er. Im See unter den Lotusblumen schlief er. Um einer Fremden willen hat er sich dort in den Traum des Todes versenkt. Sein Herz hatte sich abgewandt von der Gottheit und ist hinausgewandert in die Welt, wo eine schöne Frau von demer Malle es eingekannt und vernichtet hat. — Sahiro ließ er.

Sahiro? — Ich erinnerte mich wohl. In Yokohama hatte vor einiger Zeit eine kurze Nacht in den Zornstunden gestanden, daß sich ein Tempelschüler in den Lotusblüten von Kamakura ertränkt hätte. Doch niemand hatte weiter darauf geachtet. Das hatte auch ich es damals hingemommen als eine wenig bemerkenswerte Sache. Und nun sprach plötzlich dieser alte Priester hier von ihm, von seinem Schüler, und trauerte um ihn. Und was mir damals ganz allfänglich erschienen war, kaum lebenswert, gewann bei seinen Worten auf einmal eine seltsame Tragik, die mich erschütterte.

Es war das Mädchen einer seltsamen Liebe, das ich da hörte. — Das Mädchen einer seltsamen und unerhörten Leidenschaft, die in wildem Ausbruch das Herz ersticht, in dem sie aufgeföhrt war. Und nur ein alter Priester gedachte jetzt noch des Dahingeschiedenen, und in einsamen Stunden des Gedenkens vielleicht noch eine schöne, fremde Frau in England oder wo sie gerade weilte. Dies aber über der Rest jenes Gedenkens, von dem ich schlicht hier wiedergebend, weil mich der Priester im Amantentempel davon erzählte.

Sahiro war ein stiller, bescheidener Knabe, der liebste Schüler der Mönche von Kamakura. Seine Eltern waren fröhlich geföhrt, seine Anverwandten waren arm, er selbst ein Kind noch unwillig, wohin es in der Welt die Wege richten sollte. Da nahm sich ein alter Priester des verwaisten Knaben an und brachte ihn hierher an die Ufer der Lotussee, um er zum Dienste der milden Göttin Amanno zu erziehen würde. So wuchs er im Schatten der erhabenen Ocasake zu einem ersten Jüngling heran, dem das volle schwarze Haar, in der Mitte geteilt, die Stirn umrahmte und seinem Antlitz etwas Fines, Mädchenhaftes verlieh. Wer ihn ansah, der mußte freundlich zu ihm sein, wie er bescheiden und zurückhaltend war zu allen, die ihm begegneten.

Zwei Jahre sandten ihn die Priester dann nach der Hauptstadt, wo er die fremden Sprachen lernen mußte und als ein vielversprechender, junger Gelehrter wieder heimkehrte in den stillen Frieden des Stillstandes der Amanno. Dort führte der zwanzigjährige ein allem Kupferlichen abgewandtes Leben. Ihn waren zur Zeit der Lotusblüte die fremden Reisenden nach Kamakura kamen, um die von tausend schwebenden Blüten überdeckten Seen und die Tempel an ihren Ufern zu besichtigen, dann blühte etwas Fremdes in sein Dasein. Er stellte sich den Besuchern zur Verfügung und zeigte ihnen die kostbaren Kunstschätze, die in den Tempeln aufbewahrt waren, erklärte alles und bewährte die unbesonnenen Gäste nach dem Brauche des Landes stets war er freundlich, stets bereit zu dienen, und freute sich der Ueberredung jener Fremden, wenn er ihnen in ihrer eigenen Sprache entgegen konnte.

So kam eines Tages auch ein englischer Gelehrter nach Kamakura, die berühmten Gemälde uralter Meister, die in den Tempeln verpackt worden, zu studieren. Er war ein kluger, aber strenger Mann, von hünenhafter Gestalt, mit kalten, hartblühenden Augen, der nur für jene Wissenschaft zu leben schien und alles übrige in der Welt für uninteressant erachtete.

Auch seine Gattin, die ihn begleitete, schien unter dieser Einseitigkeit zu leiden, denn sie war still und schüchtern in seiner Gegenwart. Sie schenkte für ihn nur die Frau zu sein, an die er sich im Laufe der Jahre gewöhnt und die er dabei in seiner Nähe duldet, trotzdem sie schön war, schlant und biegsam wie das Schiffsrohr an den Ufern des Sees, weiß und zart wie die eben sich öffnende Blüte des Lotus, mit rotgoldnenem Haar, das sich in locken, schimmernden Flechten um ihre Schläfen legte. Dies war das Weib, bei dessen Anblick Sahiro zum ersten Male ein seltsames Zittern in seinem Herzen empfand, bei dessen Worten ihm das freundliche Lächeln auf den Lippen erstarrte, und an dessen Antlitz seine Augen wie verzaubert hingen, als könnten sie dessen zarte, durchsichtige Schönheit nicht erfassen.

Die Fremde bemerkte bald die seltsame Befangenheit, die den jungen Japaner in ihrer Gegenwart beschlich, und sie lächelte dabei leise vor sich hin. Ihr Gatte sah schreibend vor einigen blauen und silbernen Mondbandschiffen, die aufgestellt vor ihm an der Wand hingen, und achte nicht darauf, was die beiden miteinander sprachen.

Wie heißen Sie? fragte Cecily mit ihrer weichen, gedämpften Stimme, indem sie ihre Augen auf ihn heftete. Sahiro, Madame, erwiderte er demüthig. Sahiro — welche ein sonderbarer Name, sagte sie. Und dann nach einer Pause, den Blick wieder hinausrichtend auf die Seen, die man von hier aus überblicken konnte: Wie schön, das Gott, wie schön ist es hier in Japan. Es ist so hell und klar alles, was man hier sieht. Es kann hier keine Lüge geben, nicht wahr? Wie müssen Sie Ihre Vaterland lieben, da Sie immer hier weilen können.

Sahiro hörte ihren Worten zu wie einer sanften Musik und wagte nicht, sich zu bewegen. Werden Sie immer hier sein, wenn wir kommen? wandte sie sich ihm wieder zu. Er hob die gesenkten Augen auf zu ihr, daß ihre Blide sich trafen. Ich werde hier sein, gab er zitternd zur Antwort. Ich will Sie jeden Tag erwarten, Madame und glücklich sein, wenn ich Sie führen darf.

Sie nicht ihm freundlich zu und reichte ihm die Hand. Er aber wagte nicht, sie zu berühren, und neigte schweigend das Haupt zur Erde. In diesem Augenblick sah sich ihr Gatte um und lachte auf. Versteht er sich auf Komplimente? spottete er. Sind sich doch alle gleich, die jungen Herren. Ich gratuliere Dir zu diesem neuen Verehrer! Frau Cecily erwiderte unwillig bei diesem Scherz. Sahiro aber achtete nicht darauf, was der Engländer mit seiner lauten Stimme sprach, die hart durch die dämmende Halle schallte. Er wandte sich schweigend ab und wollte die benutzten Gemälde vorsichtig wieder zusammen. Dann stand er lange noch auf der Terrasse und sah die beiden leichten Hinrichtungen die Alles entlanglaufen, bis sie an einer Regengurgel verschwanden. Da erst schlich er zurück in die dämmende Halle, taute in einem Winkel nieder und barg das heiße Antlitz in den Händen.

Von diesem Tage an war in Sahiro eine neue Seele erwacht, eine Seele, die jubelte und weinte zu gleicher Zeit, die ihn zum räubernden Knaben und zum himmelstürmenden Soldaten, zu einem demütigen Sklaven vor der geliebten Frau und zum stolzen Herrn vor allen andern machte. Nur gegen seine Lehrer war er wie früher und verbarz vor ihnen die Stürme, die ihn innerlich durchbrausen. Sie ahnten nicht, wenn sie ihn in die Fieser des Buddhaismus einweihen und die heiligsten Offenbarungen des Gottes seinem Bewußtsein nahebringen suchten, daß dann vor den Augen ihres Schülers ein Antlitz schwebte, das ihn erschauernd und erschöcker erschien als die Bilder der milden Göttin der tausend Gnaden — Amanno.

Es war am dritten Tage nach ihrer ersten Begegnung, als Sahiro Frau Cecily hinführte zu den Lotusblüten. Sie schritten schweigend die Alleen entlang, über welchen die hundertjährigen Mastkähne ihre grünen Kronen ineinanderflochten. Frau Cecily ließ ihre Augen teilnehmend auf ihrem schweigsamen Begleiter ruhen, der still gebauert Hauptes vor ihr herging. Sie fühlte mit ihrem feinen Instinkt die Liebe dieses westlichen Jünglings und wurde selbst festgenommen da sie die Fäden seiner jungen Sehnsucht sich leise um sie verweben sah. Es war ein Jauter in der milden Luft, unter dem Wälderdach der uralten Bäume, der sie ergriß. Und als sie endlich an den Wässern standen, auf denen sich Blüthenblätter ergehob, da strich sie leise die Hand zu ihm herüber, die er ergriß und an die heiße Stirn pregte.

Ihm fiel die These ein Gantama Buddhas über den Lotus, dem er entsprochen war, und leise flüsterte er sie vor sich hin. Der Lotus ist das Sinnbild der inneren Liebe. Gleich wie die Blüte auf dem schwachen Stengel sich emporhebt aus dem Schlemme des Sees, so wird auch die Seele, die in Liebe erwacht ist, aus dem Wirral irdischen Lebens emporsteigen zu ewiger Klarheit.

Er küßte ihre Hand auf seinem Haupte und hob die Augen auf zu ihrem Antlitz. Da sah er eine Träne an ihren Wimpern hängen und fant mit einem sehnsüchtigen Laut vor ihr nieder, um ihre Knie stehend zu umfassen. Ihr aber schlug plötzlich eine tiefe Röte ins Antlitz, und unwillkürlich trat sie vor ihm zurück, als sie die Leidenschaft in seinen Mienen sah.

Sahiro, klang ihre Stimme weich und bittend. Stehen Sie auf, Sie wissen nicht, was Sie beginnen wollen. Das wollte ich nicht. Ich bitte Sie, Sahiro. Wir wollen Freunde sein. Das ist das Einzige, was zwischen uns bestehen darf. — Sahiro. Er antwortete ihr nicht, aber er sah sie mit weitgeöffneten, glänzenden Augen an. Und trotz ihrer Worte war es von dieser Stunde an wie ein geheimes Bündnis zwischen ihnen. Sie sprachen gleichgültig Worte miteinander, und doch hatte jeder Laut eine besondere, tiefe Bedeutung für sie. Sie gingen getrennt nebeneinander und doch umschlang sie ein unsichtbares Band, das sie zusammenhielt. Die Lotusblüten blieben ihre Sehnsucht, wenn sie zwei fröhliche Kinder die Tempelallee durchstreiften. An ihren Ufern saßen sie die Stunden, die die Pappelarbeiten in der Tempelhalle verbrachte, und Sahiro erzählte die phantastischen Sagen und Fabeln seines Vaterlandes, von seinen Göttern und seinem bisherigen Leben unter den Priestern. Und Cecily sah dabei und ließ sich von seinen Worten einwiegen in den Traum eines neuen, fremdartigen Lebens, in dessen Einzelheiten sie sich nicht hineinfinden konnte.

Das währte einige Wochen ohne Störung. Sahiro war in seine Arbeit versunken und kümmerte sich kaum um die beiden, so daß sie seiner mitunter gänzlich vergaßen, wenn sie ihre Streifzüge in den Wäldern unternahm. Um so jäher traf sie auf einmal seine Mitteilung, daß seine Arbeit hier beendet wäre und er Cecily morgen bereits in die Hauptstadt zurückkehren würde.

Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, Sahiro, sagte er, indem er dem vor ihr Bestimmung Sprachlos in die Hand schüttelte. Wenn Sie einmal nach Tokio kommen sollten, sind Sie natürlich unser Gast. Und wenn ich Ihnen irgendeine einmal nichtig sein kann, dann brauchen Sie auch nur ein Wort zu sagen. Wir sind dankbare Leute, nicht wahr, Cecily? Du hast ihm ja am meisten Mitleid gemacht.

Er lachte und sah sie beide mit spöttisch zinkernden Augen an, denn er hatte ihre Vertraulichkeit wohl bemerkt, ihr aber auch weiter kein Gewißheit beilegte. Sahiro war totenbleich geworden bei diesem plötzlichen Abschied. Er fühlte kaum den Druck ihrer Hand, die sie ihm reichte. Er empfand in diesem Augenblick nur das dumpfe Bewußtsein, daß er von nun an wieder allein sein würde unter den ersten Priestern und es war ihm, als läte sich eine weite Grube vor ihm auf. Nur durch einen Nebel sah er ihre Augen, welche die seinen suchten, und hörte ganz von fern her ihre Stimme.

Sie kommen doch, nicht wahr? Wir müssen doch wieder zumachen, was Sie an Zeit und Mühe an uns verschwendet haben. Ich rechne darauf, daß Sie kommen. Er neigte wortlos das Haupt und blieb allein in der dämmrigen Halle. Er hörte ihre Schritte auf den Steinplatten der Terrasse sich entfernen den kurzen Ruf Sahiro nach den Knien; dann wurde es still, und er war allein gelassen mit seiner Liebe im Herzen.

In den nächsten Tagen nahm er seine ganze Willenskraft zusammen, um die Erinnerung an jene Stunden zu unterdrücken, die nun entschwinden waren. Doch immer wieder hörte er den Klang ihrer Stimme, fühlte den Blick ihrer Augen und sah das Schimmern ihres rötlichen Haarres. Er hatte Augenblicke, in denen ihn eine unennbare Sehnsucht nach ihr ergriffte, daß er die Hände auf den Mund pregte, um das aufsteigende Schluchzen zu erlösen. Er wurde blaß und verbarz. Seine Augen beklammten einen fieberhaften Glanz, so daß schließlich auch seine fremden Lehrer besorgt wurden und ihn auszufragen suchten. Er aber schüttelte zu allen Fragen nur das Haupt und verzag seine Sehnsucht in die Tiefen seiner Brust, bis er eines Tages zusammenbrach und in wirrem Bewußtsein jenen alten Priester alles verriet, was ihn durchwühlte.

Freiwillige Uebertu den. Frau Redford: Sie können sich gar keinen Begriff davon machen, wie genossenhaft mein Mann in seiner Arbeit ist. Wegen einem Pfennig Differenz sieht er manchmal bis in die späte Nacht in seinem Bureau. Frau W.: Ach so was, — ganz unloant? Frau Redford: O nein, die Ueberstunden läßt er sich bezahlen!

„Ihm konnte niemand helfen“, erzählte dieser. „Es war ihm zu tief in die Seele gedrungen und dafür gibt es nur Erfüllung oder Tod. Und was sollte ich armer Greis dagegen thun? Alles geschieht, auch gegen unseren Willen, und es bestimmt ist.“

Am Tage darauf war Sahiro aus dem Tempel verschwunden. Er war hinausgewandert, von seiner quälenden Sehnsucht getrieben, nach der Hauptstadt, im Fieber, rastlos vorwärtsstrebend, an der Küste entlang, bis ihm die Bahn von Yokohama nach Tokio brach.

Zwei Tage irrte er dort wie im Traum umher, schlief in den Tempeln und machte sich des Morgens wieder auf, um die Geliebte zu suchen. Ein Kuss wies ihn endlich auf den Weg. Weit draußen in der Vorstadt Shinagawa bewohnte ein Pöbel eine kleine Wille, die auf den Hügel am Meerstrande gelegen war.

Es war um die Mittagstunde, als sich Sahiro verlohren in den Garten schlich. Er hatte Frau Cecily im weichen Kleide auf der Veranda des Hauses gesehen und taumelte mit einem irren Lächeln auf sie zu. Mit einem überausen Ausbruch ergriff sie ihn. „Sie hier?“ lächelte sie ihm dann entgegen. Aber erschrocken trat sie zurück, als er mit einem kindlichen Aufschluchzen vor ihr niederfiel und sein Antlitz in die Falten ihres Gewandes pregte. Es war die Aufregung der wochenlangen nervösen Spannung, die ihn zu Boden warf und erschütterte.

Frau Cecily aber starrte hilflos auf ihn herab. Diefem läben ausdrücklich stand sie zu Tode erschrocken, sie etwas Unfasslichem gegenüber, sie wollte nicht, was sie mit ihm beginnen sollte, aber sie umschlungen hielt sie mit einer Fessel, und in plötzlicher Angst rief sie wie hilflos den Namen ihres Gatten.

Da stand auch schon Sir Pöbel, der die ganze Scene hinter einem Gebüsch verborgen beobachtet hatte, neben ihr und rief Sahiro mit einem heftigen Geruch empor, während Cecily in das Haus hineinschlüchelte. Die beiden Männer aber, der blondben Hüne und der junge, schmachtige Japaner, standen sich schweigend gegenüber, der eine rot vor Zorn, der andere blaß, mit flackernden Augen und verwirrtem Haar.

Im ersten Augenblick schien es, als wollte Sir Pöbel die Hand zum Schläge erheben, doch er verzog sich und lachte kurz und herzlich auf. „Sie scheinen nicht ganz bei Sinnen zu sein, mein Lieber“, sagte er zu ihm, Sahiro mit einem harten Blick. „Ich glaube wirklich, es wäre besser, wenn Sie nach Kamakura zurückkehren wollten und sich von ihren Lehrern die überflüssigen Gedanken, die Sie zu hegen scheinen, vertreiben ließen. Es wäre schade um Sie, mein junger Freund. Auf jeden Fall hoffe ich nicht, Sie noch einmal in dieser deartigen Situation überfallen zu müssen. Die Sache könnte alsdann nicht so glimpflich für Sie ablaufen wie heute.“

Retäubt verließ Sahiro das Haus. Er fühlte, daß es mit seinem Traum vom Glück für immer zu Ende war, und eine tiefe Scham über die ertönte Erniedrigung lag in ihm auf. Da war nichts mehr, das er mit beiden Augen sehen konnte. Das helle Lachen seiner Gattin, die auf den Straßen spielte, erschien ihm mißhörend. Die Sonne war verbarzt, und alles erschien ihm dunsthaft und leer und trieb ihn zu verbarzen, wie er dahinschlief mit seiner beschimpften Liebe im Herzen.

In diesem Zustande kehrte er zu Frau nach Kamakura zurück, wie ein Wanderer den Weg dahintrottend. Doch ging er nicht in den Tempel hinauf, sondern setzte sich an das Ufer des Lotussees und starrte wie die verworrenden, süßlich duftenden Wälder in die Ferne hinaus. Es kamen Leute an ihm vorüber, die er nicht bemerkte. Und einer von den Wanderern erzählte spät abends den Mönchen, daß er ihn dort unten haben sehen.

Als sie sich aber aufmachten, ihn zu suchen, da war die Stelle verlassen und nirgendwo ward Sahiro in den nächsten Tagen mehr gesehen. Erst als der Lotus abgeblüht und der See wieder frei war, da fanden sie ihn zwischen den toten Blumen im Wasser, das Antlitz hoch bestrahlt mit abgefallenen weißen Willensblättern. Im Frieden der Göttin Amanno ruht er jetzt der Erlösung seiner armen, wandernden Seele entgegen.

Der Brief.

Stizze von Hjalmar Hammund.

Der Sonnenchein schlich zwischen den Schirmen herein und fiel in einem schmalen, hellen Streifen auf den grünen Leberzug des Sofas und ein Stück weit an der Wand hinauf, wo er mit seiner schlüpfrigen eine männliche Photographie beleuchtete und dieser etwas wie Seele und Leben verlieh, im Vergleich mit den übrigen Bildern im Schatten. Aber mit der Zeit ging der Sonnenstreifen, glitt von dem Bild ab und hüpfte dem Sofa herunter, erreichte einen Den, doch langsam an diesem vorüber, traf dann die andere Wand, stieg dort gegen ein Brett, erhob sich ein wenig und fiel auf die weichen Kissen und auf das verklärte Lächeln eines bleichen, abgelebten weiblichen Gesichtes.

Die Wärterin blühte von ihrer Handarbeit auf und sah sie lächeln. „Haben Sie etwas Schönes geträumt?“ fragte sie. „Ja, es war wohl nur ein Traum. Ich sah den Sonnenstreifen zum Fenster hereinfallen und ich habe ihn beobachtet und erwartet, während ich dasag und wie ein Kind wünschte, wenn er doch zu mir käme, ohne von Wolken verbuntelt zu werden.“

„Und deshalb lächelten Sie so freundlich?“ „Just deshalb und dann noch wegen etwas anderem. Ja, es ist vielleicht geradezu Sünde, gleichzeitig an dieses und an das andere zu denken, aber ich will mir vorstellen, daß ich jetzt ein Kind wäre, und einem solchen verzeiht man vieles. — Ja, sehen Sie, ich sah den Streifen auf sein Bild dort an der Wand fallen und es war mir, als wenn er mich leibhaftig aus dem Sonnenchein dort anfahe und ich dachte auch, daß, wenn der Streifen mich erreichte, ohne verbuntelt zu werden, so sollte dies ein Gruß von ihm sein, daß er mir verzeihen hätte, und daß es am besten ist, wie es ist.“

„Haben Sie sich denn gegen ihn vergangen?“ „Wergangen — das ist zu gelinde gesagt. Ich habe ihn einmal befohlen, ihm sein bestes Seelenleben gestohlen, das weiß ich, und vielleicht stahl ich mir selber noch mehr, und für dieses Verbrechen habe ich mich seit vielen Jahren nach Vergeltung gesucht.“

„Ja, Sie sollen alles vernehmen. Also hier war es: Der da brühen und ich einmal ein Liebespaar und verlobt gewesen. Es war eine sonjunge Zeit. Damals gab es zwischen uns eine Bräute, ein verständnisvolles, geistiges Zusammenleben, und wir gaben einander das Beste, was wir geben konnten, alles, was Herz und Sinn so voll sein, wenn man sich recht innig liebt. Da kam der Bruch. Ich glaube anfangs nicht an einen ernstlichen Bruch. Ich wollte ihn nur ein wenig strafen wegen seiner, nach meiner Meinung unverzeihlichen Gebenlosigkeit; aber die Umstände, und meine eigene Torheit machten die Sache zu einem Bruch fürs ganze Leben. Es war anfangs nur eine lumpige Kleinigkeit, so ein Unbding, das uns zuweilen zufiel, das aber in Wirklichkeit nichts mit dem Herzensleben zu tun hat. Es war eine in anderer Gegenwart sichtbare Unaufrichtigkeit von seiner Seite, die zu einer meine Eitelkeit verletzte und mich böse machte, so daß ich in der Aufregung ihn fortstieß, und mit Hilfe der Eingebungen einer Freundin ließ ich meinen Verdruss anschwellen und ließ ihn zum zwoitenmal fort, als er Verzeihung zu suchen kam. Kurz darauf verließ er den Ort. Aber jetzt kam ich zur Besinnung; ich sehnte mich wieder und schrieb einen demüthigen und reuevollen Brief an ihn, einen ehrlichen Brief, ohne Ausföndmungen und Ränkeleien, in dem ich, ihm alles beichtete. Wenn ich nur den Brief abgeben hätte, so würde wohl alles wieder gut geworden sein. Aber glauben Sie, daß ich es getan hätte! Nein, behüte, die Eigenliebe hat so tiefe Wurzeln, daß man sich nicht entschließen kann, sie mit einem einzigen kräftigen Ruck herauszureißen, und wenn ich den Brief absenden wollte, so blieb ich immer wieder jögern stehen. Warum sollte ich mich unterwerfen und alle Schuld auf mich nehmen? Er würde wohl noch einmal wiederkommen, und dann sollte er nicht von neuem fortgeschoben werden, dachte ich, denn daß er wiederkommen würde, das hielt ich für sicher. Und ich legte den Brief in die Schublade meines Schreibtisches, statt in den nächsten Briefkasten. Aber er kam nicht, kam nie mehr, und mein Brief blieb im Schreibtisch liegen.“

Seitler sind viele Jahre vergangen. Er verbarzte sich endlich und hat nun Frau und Kind. Aber glauben Sie nicht auch, daß die Ehe oft nur ein ökonomisches Geschäft, eine äußerliche Lebensform ist, die das Gesellschaftsleben dem großen Aufwand aufzwingt, ohne entsprechende Bezahlung und gegenfeitiges Einverständnis zu scheuten?“

„Der geistige Verbarz zwischen den Gatten ist wohl das Vornehmste in der Ehe.“ „Ja, so sollte es sein, aber ich glaube, daß die Seele, der Geist, oder

wie Sie es nennen wollen, hungern können, obgleich er ohne sie innerlich bei der Pflichten seines eigenen Heimes wohnt. Und ich weiß, daß er hungrig, hungerte, bis er den Gleichgültigkeit schlief und eine Arbeitssamkeit wurde, die ihre Pflicht erfüllte, aber mehr nicht, denn das Beste, das Feinste in ihm, das, was ihm eigentlich seinen Wert gab, das erhielt niemals Nahrung in seiner Ehe. Es war mein Los, einzig mein Los gewesen, ihm diese Nahrung zu schenken und — ja, wissen Sie, ich habe mich manchmal über seine geistige Armut gefreut.“

„Das war eine böse und egoistische Freude.“ „Meinen Sie?“, sagte sie mit tränenangefüllten Augen. „Ja, wenn Sie wüßten, wie oft ich Gott um Hilfe gebeten habe, um die Sünde überwinden zu können, und jetzt bin ich glücklicher darüber, sie los geworden zu sein. Und nun glaube ich auch, daß ich für fort und fort auf die Affen zurück, daß er resigniert und mir verzeihen hat, und wenn ich wieder aufkomme, so werde ich den Brief verbrennen und denken, daß alles doch am besten so ist, wie es ist.“

„Ja, Sie sollen denken, daß es nun so am besten ist, und Sie sollen sich still halten und ausruhen.“, sagte die Wärterin, indem sie die Affen unter ihrem Kopf zurechtstob. Aber im stillen meinte sie, daß die Kranke wohl nie aufkommen würde, um den Brief zu verbrennen, und als diese eine Woche später die beschwunden Augen schloß, da hatte sie es vergessen.

Aber als die Angehörigen der Verstorbenen ihre Habseligkeiten durchmusterten, da fanden sie den Brief, und weil er verbarzt und frantiert und mit deutlicher Adresse versehen war, so wurde er von den übrigen Papieren getrennt und auf einen Tisch gelegt, wo ihn ein anderer fand und ungelesen in den nächsten Briefkasten warf.

Weit entfernt lag er mit seiner Familie am Frühstücksstisch. Seine Frau warf wie gewöhnlich einen schnellen und neugierigen Blick auf die letzten Zeilen des Morgenzeitungs und ihr Blick blieb auf einer Tobenangehe hängen.

„Wie ist denn das, hast Du sie nicht getannt?“ fragte sie und las den Namen der Toten. Er ergriff schnell die Zeitung und las die Mitteilung selbst. „Eine Zeitung wenigstens glaube ich sie zu kennen“, sagte er leise und legte die Zeitung hin.

„Einen Augenblick später klingelte es draußen, und in der nächsten Minute erschien die Magd mit einem Brief für ihn. Er betrachtete verwundert die Handschrift, dann den Poststempel und wieder die Handschrift. „Ich hätte nicht geglaubt, daß noch sonst jemand eine solche Handschrift hätte, und hätte ich nicht vorhin gelesen, daß sie tot ist, so möchte ich darauf schwören, daß der Brief von ihr kommt!“

Er öffnete den Brief und sah mit Verwunderung Datum und Jahreszahl. Was hatte das zu bedeuten, daß der Brief so alt war? Er las den Inhalt, und schon bei den ersten Zeilen überkam ihn ein Zittern. Was war das? Was war das? ... Eine entschwindene Zeit trat ihm plötzlich wieder in diesem Brief entgegen, ein breiter Strom von starken, herrlichen Erinnerungen. Er fand den Wald und den Wasserfall in diesem Brief, Wald und Berge und Sonne und Himmel und ein Paar glänzende, seelenvolle Frauenaugen, da war alles, was er einst so felsenfest geliebt hatte. Und schließlich folgte die Bitte eines liebenden Herzens um Erbarmen und Vergebung und die glänzende Ausmalung einer glücklichen Zukunft.

Er faltete den Brief langsam und sorgfältig, während er nachdachte: Warum war dieses Strafurteil jetzt gekommen? Denn ein Strafurteil war es! Zu rechter Zeit gekommen, wäre diese Botschaft ein Segen gewesen, aber jetzt war sie ein Strafurteil geworden, denn es ging ein scharfes Licht von diesem Brief aus, ein Licht, das auf die Zwischzeit fiel und ihm zeigte, daß all sein Wirken, all sein Wissen und all sein Geden in dieser Zeit eine Unbarbarkeit gewesen war, in die er nie sich selbst und seine Seele hineingelegt hatte. Dieser Brief war ein Strafurteil für sein Werkeln mit dem Leben.

„Nein, nicht es zurück, denn nun ist es zu spät!“ hat er im stillen. „Nimm es mit Dir hinüber, denn was vergangen ist, muß vergangen sein.“

Da hörte er wieder die Schritte seiner Frau, und er ließ sie kommen, ohne sich umzuwenden. „Hast Du Zeit zum Ausgehen?“ fragte sie freundlich. „Acht braucht neue Kleider und Du mußt ihn zum Schneider nehmen und dann können wir gleichzeitig mit den Kindern eine Ausfahrt machen, damit sie sich ein wenig erfrischen.“

Das war die Erlösung. „Ja, die Kinder, ja!“ sagte er erleichtert und lächelte entgegen seiner Gattin, die seine Frau recht herzlich, „Ja, die Kinder, ja!“

Ein Stadtwert über mir da wohnt seit einem Jahre. (Huzes Berleib, lange Haare). Er ist des Hauses Fluß, denn — ad mit Schamergeimmer Standiert er Werke laut in seinem Zimmer. (Ein Reime brasteln nieder wie ein Danel). (Ein jeder ist zu meinem Sorg ein Nagel).

Am frühesten Morgen da wird ungeganzum zum letzten Mit der lahme Regulus gesaumt! Er reimt! Und ob sich die Natur dagegen bäumt: Er reimt! Und ob das ganze Haus vor Galle schäumt: Er reimt! Und ob 'er Wibe nacht, und ob er träumt: Er reimt! — So ging's gerume Zeit, bis die Verfündigung Des Dichters Strafe fand durch Kündigung. Und als er ging, wies jedem Mund entseimt: Gottlob, er räumt! Robert Scharl.



Dies ist der alte Pelikan; wo ist der junge?



Hier ist er!

— Unberechtigter Vorwurf. Herr (zu seinem Schneider): „Schämen Sie sich nicht, eine solche Arbeit zu liefern? Gestern erst haben Sie mir die neuen Josten gekradt und heute fehlt bereits ein Knopf — an der Weste!“



„Jesso, Jesso, hält' i heut bill' a tun! — Jett, wann i das alles tun wollt' was i heut' a tun hab', da hält' i bill' a tun!“

Er wech es selbst am besten. Der reiche Fleischermeister Stahl fiel neulich richtig in Bonal. Die Dienstmann — s' war in Jenebar — Erholt sich Oraden und Gestrumm. Im Treibend noch von Gopp ger Jch Kanst Meester Stahl ins Vornomneß In reicht den, der sein Redder war Aus Danbarkeit fünf Groschen dar. Da, heern Se, ringel in Wohlglum Erholt sich Oraden und Gestrumm. Der Dienstmann aber lacht: Herrsche. Die Giamant wolt, s' weer' se wendig' Kee Der Herr wech selbst am besten schon. Wieviel er weert is von Verion.



Schüchterner Verehrer: „Ach, Fräulein Oer — sei Wochen zittert mir schon etwas auf der Lippe.“ „Da lassen Sie es doch endlich mal wegrastern!“

Goffe. Denn nicht, daß man die Schmiede Des Glüds für Dich verschließt. Du gehst vielleicht vorüber, Weil sie Dir zu ruhig ist.